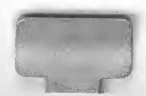
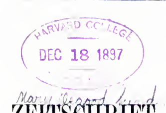
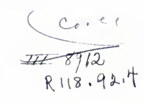

R
118
92.4
WIDENER
HN KX9S 1







ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission:

A. Bastian, R. Hartmann, R. Virchow, A. Voss.



Vierundzwanzigster Jahrgang. 1892. — Heft III.

Hierzu Tafel IV. und V.

BERLIN.
VERLAG VON A. ASHER & Co.
1892.

Es wird gebeten, **Geldsendungen** für die Berliner anthropologische Gesellschaft, insbesondere Beiträge der Mitglieder, an den Schatzmeister, Hrn. Banquier W. Ritter, SW., Charlottenstrasse 74/75, dagegen an das **Bureau der Gesellschaft**, SW. Königgrätzerstrasse 120, im Kgl. Museum für Völkerkunde, **alle anderen geschäftlichen Mittheilungen** zu adressiren, z. B. **Anmeldungen** neuer Mitglieder, **Adressenveränderungen, Reclamationen** (wegen nicht erhaltener Hefte der Zeitschrift oder Nummern des Correspondenzblattes, der Einladungen zu den Sitzungen, der für die correspondirenden Mitglieder bestimmten Sitzungsberichte oder der Sonderabzüge von Mittheilungen), Zusendungen **an die Bibliothek** der Gesellschaft, Correspondenz, betreffend **Austausch von Zeitschriften u. A.**

Bei Anmeldung neuer Mitglieder ist ausser Angabe der Wohnung auch die Angabe des **Vornamens** wünschenswerth und behufs Vermeidung von Irrthümern **auf correcte Schreibung der Zunamen** zu achten. Letzteres gilt auch für die Anzeige von Adressenveränderungen.

Nur diejenigen **Reclamationen** wegen fehlender Hefte oder Nummern von Schriften, welche **sogleich nach Eingang der nächstfolgenden Nummer** angebracht werden, können mit Sicherheit erledigt werden.

Inhalt.

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlags.)

VI.

Mythologische Bezüge zwischen Semiten und Indogermanen.

(Mit einem Excurs über die Stiftshütte.)

(Friedrich Leberecht) Wilhelm
Von
Direktor W. SCHWARTZ.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 21. Mai 1892.)

Die vergleichende Mythologie bahnt der prähistorischen den Weg, welche die Anfänge der Glaubensgeschichte der Menschheit aufzudecken und psychologisch zu begründen bestrebt ist.

Die Vergleichung analoger mythischer Vorstellungen und Bilder ermöglicht zunächst, die Anschauungen festzustellen, denen sie entsprossen sind, und bringt überhaupt ihr Verständniss uns näher, was um so bedeutsamer wird, je weiter ab von unserem, ja überhaupt von jedem, der Cultur entsprungenen Denken jene primitiven Zeiten liegen, in denen zugleich mit der Sprache der religiös-mythische Entwickelungsprozess der Menschheit begann, so dass es für die meisten Einzelheiten erst immer einer speciellen psychologischen Vermittelung bedarf, um die Situationen, aus denen sie entstanden, richtig zu erfassen.

An diese grundlegenden Principien in Betreff des Ursprungs der mythischen Vorstellungen reihen sich übrigens sofort weitere Fragen über das Verhältniss der Völker zu einander, deren Traditionen zu derartigen Vergleichungen Veranlassung geben.

Sind nehmlich die mythischen Bilder naheliegend, wie wenn z. B. zwei Völker den Regenbogen als einen Bogen, den Blitz als ein Geschoss ansehen, ist ferner eine Combination verschiedener in der Sache gleichsam von selbst gegeben, wie wenn in den erwähnten Beispielen der fliegende Blitz als ein von jenem Bogen entsandter Pfeil erachtet wurde, so ist noch kein Grund vorhanden, aus solchen Analogieen auf irgend welche historische Beziehung zwischen den Völkern, bei denen sie hervortreten, zu schliessen. Es hält sich eben derartiges in dem Rahmen einer allgemein menschlichen Apperception, so dass an verschiedenen Stellen es in gleicher Weise entstanden sein kann.

Anders stellt es sich aber schon, wenn Bilder absonderlicher oder wunderbar phantastischer Art bei verschiedenen Völkern, namentlich in grösserer Zahl, sich decken, und vor Allem, wenn sich weiter ähnlich im Laufe der Zeit entwickelte Glaubenselemente und Gebräuche oder gar Culte daran schliessen. Dies spricht dann für eine gewisse gemeinsame Entwickelung innerhalb der dahinschlagenden Phasen oder wenigstens für Beziehungen irgend welcher Art, welche zu Zeiten zwischen jenen Völkern stattgefunden haben.

Die Forschung erhält dann neben dem mythologischen einen ethnologischen Charakter und ihre Resultate werden um so bedeutsamer, je weiter sie in die Urzeiten zurückgreifen, in Betreff deren die nur auf literarische Zeugnisse späterer Zeiten sich aufbauende Culturgeschichte uns vollständig in Stich lässt. Und wenn in Betreff jener kraniologische, sprachvergleichende und prähistorisch-archäologische Untersuchungen neuerdings angefangen haben, das Dunkel, welches jene Zeiten deckt, etwas zu erhellen oder wenigstens der Forschung den Weg zu weisen, so werden die mythologisch-ethnologischen Studien, richtig betrieben, an ihrem Theil dazu beitragen, die Hauptaufgabe der Anthropologie zu lösen, nehmlich, die Continuität in der Entwicklung der Menschheit bis zu ihren Anfängen zu verfolgen und sie in ihren Hauptzügen als in der Natur des Menschen begründet darzulegen, so dass, wenn wieder eine Menschheit hinausgestellt würde in die Welt, sie sich in ähnlichen Phasen entwickeln würde.

Verschiedentlich bin ich nun schon bei derartigen Untersuchungen allerhand Bezügen der Art speciell zwischen Semiten und Indogermanen nachgegangen[1]). Denn, wenngleich im Alten Testament Alles mehr oder minder vom monotheistisch-ethischen Standpunkt aus gefasst wird, so blickt doch gelegentlich auch hier in allerhand Bildern und Vorstellungen immer noch ein natürlich prähistorischer Hintergrund eigener Art hindurch, gerade wie auf archäologischem Gebiete der goldene Nasenring, den Rebekka trägt, oder der Umstand, dass Saul von David 100 Vorhäute der Philister als eine Art Scalpe verlangt, ehe er ihm die Michal zum Weibe gebe, an primitiv rohere Urzeiten erinnert, deren Gewohnheiten dann allerdings die historische Zeit je länger je mehr abgestreift

1) S. u. a. Schwartz, Ursp. d. Myth. Cap. VIII. („Alttestamentarische Parallelen".) „Poet. Naturan." I. 78. 103ff. 220f. II. 92 114. und „Prähist. Studien" 298 über sagenhafte Züge in der Geschichte Simsons (vgl. Steinthal, „die Sage vom Simson" in der Zeitschr. f. Völkerpsychologie II., S. 129ff. und Riehms Fremdwörterbuch des biblischen Alterthums unter Simson am Ende); — dann meine Aufsätze über den sogenannten Sonnenbaum als Centrum einer alten, eigenthümlichen Weltanschauung. Prähist. Studien 292f, sowie in der Zeitschr. f. Völkerpsychologie von Steinthal und Lazarus XX. 95f., desgl. den Aufsatz über die Wünschelruthe in der Zeitschrift des Berl. Vereins für Volkskunde II. S. 71ff. und das. die Anm. über Moses Stab.

hat. Nicht bloss die Wunderthaten des Simson — der noch in seinem Namen „der Sonnenmann“ sogar an einen mythischen Sonnenhelden, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, gemahnt, — weisen noch bei aller historischen Gewandung manches alt-mythische Element auf, wenn er z. B. mit einem Esels-Kinnbacken seine Feinde schlägt, aus dem nachher, um den durstigen Helden zu erquicken, ein Quell entspringt; auch wenn Moses, den Jehova den Israeliten, wie es heisst, „zu einem Gott“ gesetzt, oder der Engel des Herrn durch ihres Stabes Schlag „Wasser“, bezw. „Feuer“ aus dem Felsen wecken, — so erneut sich nur gleichsam an ihnen „in der Tradition“ ein Wunder, welches nicht nur die Israeliten, sondern auch andere Völker am Himmel im Gewitter wahrzunehmen glaubten, wenn des Blitzes Ruthe aus dem Wolkenberg den Regenquell oder das himmlische Feuer hervorzuzaubern schien. Das jüdische Volk hat eben auch in dieser Hinsicht seine prähistorische Zeit gehabt, die vor allem Schriftthum liegt und voll der primitivsten Naturanschauungen war, die gelegentlich immer noch wieder hindurch blicken.

Aus diesem Gebiete beabsichtige ich nun im Folgenden einen Vorstellungskreis zu behandeln, der in seinen Anfängen die Signatur eines allgemein menschlichen Charakters trägt, so dass die Grundanschauung noch heutzutage oft genug selbst in unserer Mitte in voller Unmittelbarkeit reproducirt wird, der aber in seiner mythischen Weiterentwickelung nicht nur bei den Semiten, sondern analog bei den Indogermanen mannichfache Sprossen getrieben und allerhand Glaubenssätze producirt hat, innerhalb derer bei allem Auseinandergehn in den Formen bei beiden Völkern sich eine gewisse historische ursprüngliche Beziehung nicht verläugnen dürfte.

Ich gehe von einer bei uns gang und gäben Vorstellung aus. Wenn in kalter Jahreszeit bei besonders rauher Luft gelblich-graue Wolken am Himmel tief herabhängen, so hört man oft die Redensart: „es liegt (noch viel) Schnee in der Luft.“ Das ist ein unmittelbar aus der Anschauung und Erfahrung entstandener, einfacher Ausspruch, dem, wie überhaupt bei solchen Bildern, nicht weiter in dem Sinne nachgegangen wird, wie man sich die Sache realiter eigentlich zu denken habe, sondern in dem einfach nur ein angebliches Faktum constatirt wird. Die mythenbildende Zeit knüpfte nun aber sofort mit der Phantasie an und führte sich das Bild in einer Art von Erklärung weiter aus. So wird im Alten Testament im Anschluss an den erwähnten Ausspruch ganz gewöhnlich von den Vorrathskammern oder Schatzhäusern des Schnees oder Hagels, sowie des Regens, dort oben gesprochen. Damit beginnt die mythische Entwickelung der Sache, bezw. der Vorstellungen, denn der Ausdruck „Vorrathskammer“ oder „Schatzhäuser“ setzt ein Wesen voraus, dem jene angehören und der ihren Inhalt gelegentlich auf die Erde ausschüttet.

Der Heide substituirte, dem Naturkreis entsprechend, leicht in einem derartigen Falle als ein solches den Wind, bezw. die am Himmel, in Wolken gehüllt, angeblich dabei auftretenden riesenhaften Wesen, wie man solche Wolkenbildungen noch jetzt in Deutschland stellenweise, gleichsam mit einem mythisch anklingenden Namen bezeichnet, wenn man in der Mark von einem gewaltigen Mummelack, der am Himmel heraufkommt, redet, in Süddeutschland dafür in gleichem Sinne den entsprechenden Ausdruck Pöpel (was sich einpuppt) gebraucht, wie auch dem entsprechend die nordische Mythologie ein ganzes Geschlecht solcher Reif- und Schneeriesen aufweist, die ihre Rolle im Wechsel der Erscheinungen am Himmel zu spielen schienen.

War man aber schon zur Auffassung der Sonne als eines dort eben regierenden mächtigen Wesens gekommen, so substituirte man dieses und so lässt z. B. die Tradition in Thüringen Frau Holle dabei eine Rolle spielen, wie es in einer Redensart nachklingt, wenn es noch heutzutage heisst:

„Frau Holle schüttelt die Betten aus,
Da fliegen alle Federn raus."

Im Alten Testament aber, wo die Naturkräfte meist nur als Offenbarungen des einigen Gottes gelten, wird die alte Vorstellung jener himmlischen Vorrathskammern mit Jehova selbst in Verbindung gebracht und gleich, dem Geiste des Alten Testamentes gemäss, moralisch gedeutet. Jehova öffnet die Kammern des Schnees oder Hagels, wenn er zürnt, wie er umgekehrt auch den Himmel verschliesst, dass es nicht regne, während, wenn er gnädig ist, er den befruchtenden, Mensch und Thier erquickenden Regen herabsendet. „Bist Du zu den Vorraths- oder Schatzkammern des Schnees gekommen," lässt Hiob 38, 22 Jehova sagen, „oder hast Du die Schatzkammern des Hagels gesehen, den ich spare für Zeiten der Bedrängniss, auf den Tag des Streites und und Kampfes?" (d. h. des Kampfes wider gottlose Menschen)[1]. — Dasselbe Bild nimmt Jesus Sirach auf, wenn es 43, 14 bei ihm heisst: „Auf sein (Jehovas) Geheiss lässt er (der Himmel) den Schnee herabeilen und beschleunigt seine rächenden Blitze, dadurch öffnen sich die Schatzkammern (die Schätze des Himmels) und die Wolken fliegen wie die Vögel daher. Durch seine Kraft verdichtet er die Wolken, und Hagelsteine fallen zermalmt herab." — Auch für den Wind wird eine solche Kammer

1) In Betreff der alttestamentarischen Citate bin ich dem Herrn Rabbiner Dr. Bloch in Posen, sowie meinem Collegen Herrn Oberlehrer Dr. Braune zu Dank verpflichtet, indem sie mich mit Rath und That behufs Feststellung einer im Einzelnen möglichst korrekten Uebersetzung unterstützten. Im Allgemeinen ist neben Luther's die von de Wette zu Grunde gelegt worden.

erwähnt Psalm 135, 7: „der Wolken heranzieht vom Ende der Erde, Blitze zum Regen macht, Wind hervorholt aus seinen Vorrathskammern“, wozu stimmt, wenn es Jeremias 10, v. 13 heisst: „Wenn es donnert, ist Menge Wassers am Himmel; und er ziehet Wolken heran vom Ende der Erde, Blitze bereitet er zum Regen und holet den Wind hervor aus seinen Vorrathshäusern.“ — Moses 5, 28, 12 preist insbesondere den Regen als den „guten Schatz“ Jehovas im Himmel: „Und der Herr wird Dir seinen guten Schatz (Schatzkammer) aufthun, den Himmel, dass er Deinem Lande Segen gebe zu seiner Zeit.“

In den meisten dieser Stellen wird für Vorraths-, bezw. Schatzkammer das Wort Otzar, plur. Ozeroth = θησαυρός, θησαυρεῖον gebraucht. Charakteristisch spricht nun Hiob (37, 9) dem gegenüber noch von einer verborgenen Wetter- und Gewitterkammer, die als die innere „geheime“ Kammer mit dem Worte Cheder bezeichnet wird.

„Aus der geheimen Kammer her“, heisst es, „kommt das Wetter“ (Szuphah). Auch 9, 9 ebendaselbst ist noch von geheimen Kammern des Südens die Rede, was sich wohl daran anschliesst, denn der Süden war den Israeliten, wie Indern und Germanen, die hauptsächlichste Gewittergegend, wie es auch Sacharja 9, 14 heisst: „Und der Herr, Herr wird die Posaune blasen (donnern) und wird einhertreten als die Wetter vom Mittag.“

Jene innere, zuerst erwähnte geheime Gewitterkammer — ich halte mich nur an sie, da die zweite Stelle, obwohl, wie ich glaube, mit Unrecht eine andere Deutung gefunden hat[1]) — wird nun aber höchst bedeutsam zu einem Ausgangspunkt eines ganz eigenthümlichen, mythologischen Anschauungskreises, der bei den Indogermanen theils als selbstständiges Glaubenselement, theils in verschiedenen mythischen Niederschlägen erscheint, bei den Semiten aber höchst bezeichnend in anderer Weise in Beziehung zur sogenannten Stiftshütte tritt.

Gewöhnlich dachte sich nehmlich der Naturmensch das Gewitter u. A. als ein tolles, wunderbares Treiben dort oben, welches durch allerhand zauberhafte Instrumente hervorgerufen werde.

Im Brausen des Sturmes vernahmen so die Esten die Töne einer himmlischen Sackpfeife, die zum wilden Tanz der Winde und Wolken aufspielt, wie eine ähnliche Scenerie sich dann auch in dem nächtlichen Hexensabbath auf dem Brocken abspielt, bei welcher der Fackeln Glanz noch an die aufflammenden Blitze erinnert, welche die Gewitternacht er-

1) Meiner Ansicht schliesst sich Herr Bloch an, wenn er über die zweite Stelle unter Hinweis auf das oben erwähnte Citat aus Sacharja mir schreibt, dass er auch lieber die dort erwähnten „Kammern des Südens“ auf die „Kammern des Sturmes“ beziehen wolle, obwohl die alten chaldäischen Erklärer (Targumim) schon sie auf Sternenhäuser beziehen wollten; aus der Stelle an sich sei aber nichts zu entnehmen.

leuchten[1]). Im **Donner** hörte man bei anderen Völkern den Schall einer gewaltigen Pauke oder Posaune, ein Bild, das noch öfter auch im Alten Testamente wiederkehrt, dann auch bei den angeblichen, bacchantischen Umzügen der phrygischen Göttermutter eine bedeutsame Rolle spielt. — Wie man ferner den **Blitz**, d. h. den gezackten Wetterstrahl, als ein **zauberhaftes Geräth** oder eine **Waffe** im Kampf der Elemente gegen die Mächte der Finsterniss dort oben ansah, galt derselbe als ein angeblich „leuchtender Stab“ („Speer“) oder „Hammer“, und überhaupt als das wirkende Medium in den wunderbaren Erscheinungen des Gewitters. Im Besitz dieser Instrumente, des Dudelsacks, wie des Hammers oder Stabes, beruht die Kraft und die Macht der Gewitterwesen, und wenn sie längere Zeit (z. B. im Winter) nicht am Himmel sichtbar wurden, dann schliefen entweder die betreffenden Wesen oder waren fort oder die Geräthe waren ihnen entwendet, dass sie selbige erst wiedergewinnen mussten.

So geht durch die Mythologieen der Zug, dass die Gewittergeräthe von ihren Besitzern für gewöhnlich vorsichtig gehütet, versteckt oder hinter so und so vielen Schlössern verborgen gehalten werden. Sorgfältig hütet der estnische Donnergott seine Sackpfeife, wie Thor seinen Hammer Miölnir, gerade wie auch des Zeus Blitzgeräth in dem Kampf mit dem Typhon von dem einen, wie von dem andern, „in einer Höhle“ verborgen wird; es ist dies eben ein charakteristischer Zug, der an demselben haftet.

Sind dies aber verschiedene primitive Bilder, in denen bei den verschiedenen Völkern jene allgemein gehaltene Vorstellung zum Ausdruck kommt, so **begegnet sich nun in der geheimen Kammer, in der nach dem Alten Testament das Wetter beschlossen ist, also in einem, doch schon gewissen Culturverhältnissen entnommenen Bilde mit der semitischen speciell die griechische und deutsche Sage.**

J. **Grimm** hat schon darauf aufmerksam gemacht[2]), dass, wenn in den Göttergestalten der griechischen Here, sowie der nordgermanischen Freyja, verschiedentlich homogene Beziehungen hervortreten, es auch höchst charakteristisch sei, dass beiden eine **geheimnissvoll verschlossene Kammer** beigelegt werde. Von dem Gemach der Here berichtet uns Homer Il. 14, 166ff., indem er es uns im übrigen als ihr Putzzimmer schildert:

> Und sie enteilt ins Gemach, das der Sohn, ihr trauter Hephästos,
> Schön ihr gebaut, und die Pforte voll Kunst an die Pfosten gefüget,
> Deren **verborgenes Schloss** kein anderer Gott noch geöffnet[3]).

1) Poet. Naturan. II. 59ff. **Jannsen**, Estnische Märchen II 1888. Nr. 4 und daselbst die Anm. — Zeitschrift f. Völkerpsychologie 18, 402ff.

2) Myth. [3] 284 f.

3) *βῆ δ᾽ ἴμεν ἐς θάλαμον, τόν οἱ φίλος υἱὸς ἔτευξεν,*
Ἥφαιστος, πυκινὰς δὲ θύρας σταθμοῖσιν ἐπῆρσεν
κληῗδι κρυπτῇ, τὴν δ᾽ οὐ θεὸς ἄλλος ἀνῷγεν

Aehnlich heisst es von der Freyja, sie habe ein so schönes und starkes Gemach, dass, wenn die Thür verschlossen war, niemand ohne ihren Willen hineinkommen konnte, weshalb Loki, als er ihr das Halsband Brisingamen rauben wellte, sich in eine Fliege wandelte und durch ein gebohrtes Loch hineinschlüpfte. Dass dies aber auch hier ein altmythischer Zug ist, zeigt nicht bloss die analoge Scenerie, wenn ebense Odin als Schlange zu der „in der Höhle verborgenen Gunlöd schlüpft, um ihr den Göttertrank zu rauben“ [1]), sondern auch, dass gleichfalls überall auf deutschem Boden in den mannichfachsten Variationen dio Sage „von der verbotenen Kammer“, die allerhand Schätze oder Graus berge, oder wie es auch heisst, „von der verborgenen Thür“ noch nachklingt bis zur bekannten Blaubartsage hin.

Wenn dies volksthümliche Spielarten desselben mythischen Bildes sind, so ergiebt sich doch, dass das geheime Zimmer der Sonnen- und Wolkenfrauen, der Freyja wio der Hero, ursprünglich das uns bekannte Gewittergemach war, das nur bei ihnen mit der Zeit eine andere Bedeutung bekam, als die Herrschaft über das Wetter mehr oder fast allein in die Hände der ihnen verwandten männlichen Wesen überging. So weiss die nordgermanische Sage noch von einer Höhle des Donnergottes Thor im Süden, woher auch im Norden Europas dio moisten Gewittor kommen, zu erzählen, vor allom aber wird dem „donnornden Gemahl der Here“, dem Zeus, in höchst bezoichnender Weise noch geradezu eine solche geheime Gewitterkammer beigelegt, wie wir sie im Alten Testament kennen gelernt haben.

Zur Zeit des Aeschylos existirte noch eine solcho volksthümliche Vorstellung, wenn er in seinen Eumeniden 7, 91f. die Sonnenjungfrau Athene sagen lässt, sie kenno allein von allen Göttern die Schlüssel der Gemächer, in welchen der Dennerstrahl besiegelt sei.

In der Vorstellung einer besonderen „geheimen Gewitterkammer“ dort eben begegnen sich also Semiten und Indogermanen.

Wenn es aber nur ein Paar Stellen sind, in denen uns gerade diese Bilder noch concret in alten Zeugnissen entgegentreten, so dürfte es doppelt gerechtfertigt sein, auch noch vereinzelten Spuren nachzugehen, welche die hierher schlagenden Vorstellungen noch volksthümlichor woiter ausführen.

Wie es im Alten Testament im Allgemeinen heisst, Jehova öffne die Schatzkammern des Schnees und Hagels oder erschliesse den guten Schatz oder den Himmel, bezw. verschliesse ihn, je nachdem es regnen solle oder nicht, so zeigt der Talmud das Bild noch mythisch volksthümlich weiter ausgeführt, wenn in ihm, wio bei den Griechen dem Zeus, der Schlüssel zum

1) Prähist. Studien 254.

Wetterstrahl, ebenso dem Jehova insbesondere der Schlüssel des Regens in die Hand gegeben wird, „den er denn auch vor allem selbst hüte und in Keines Hand, welchen er gesendet, gegeben"[1]), wie es ja dem entsprechend auch Jerem. 14, 22 heisst: weder einer der Götzen der Heiden könne regnen lassen, noch der Himmel Güsse senden, sondern Jehova allein.

Aber nicht bloss von einem Schlüssel, der die himmlischen Wasservorräthe (namentlich im Blitz) erschliesst, ist im Talmud die Rede, sondern auch von einem Schlüssel des Paradieses, sowie namentlich der Hölle, als welche die uns bekannte Gewitterkammer in einer mehr religiös-ethischen Vorstellung als das Machtgebiet des himmlischen Herrn, der die Welt richte, mit ihren grausigen feurigen Erscheinungen, wie wir sehen werden, im Sinne einer Art himmlischer Folterkammer gefasst wurde, so dass alles in dieser Hinsicht fast auf die Vorstellung „eines himmlischen Pförtners", wie sie selbständig dann auf römischem Glaubensgebiet im Janus zum Ausdruck kam, hindrängte, eine Vorstellung, die dann in der Lehre vom sogenannten himmlischen Schlüsselamt eine neue ethische Fortsetzung fand.

Ehe ich aber weiter dies und namentlich Parallelen bei den Indogermanen verfolge, muss ich erst die Gestalt des Jehova, sowohl in ihrem natürlichen Hintergrunde, als in ihrer weiteren Entwickelung in ihren Hauptumrissen zeichnen, aus denen erhellt, wie alles in der Natur, namentlich die gewaltigen Erscheinungen des Gewitters, auf ihn bezogen wurde und in ihm Anfang und Ende der Welt beschlossen, Alles nur seinen Zwecken zu dienen schien, so dass, wenn das Volk Israel meinte, dieser Gott sei der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs, der sie aus der Knechtschaft befreit und, seitdem er sich Moses auf Horebs Höhen offenbart, unter ihnen wohne und die Zukunft der Welt ihnen verheissen habe, hiermit der Glaube an den einigen, lebendigen Gott, dessen Träger das Volk Israel für die Menschheit wurde, gegeben war.

Wenn Jehova den Israeliten bei ihrem Auszuge in einer Wolke des Tages voranzog, die des Nachts dann feurig wetternd über ihnen stand, und aus der Wolkensäule (im Donner) zu ihnen redete und sich durch das ganze Alte Testament in den erhabensten Schilderungen diese seine Machtverherrlichung im Gewitter hindurchzieht, so sind dies ursprünglich nicht bloss poetische Bilder, die sich an Jehova, als den mächtigsten Gott, den Gott der Götter, der dort oben throne, anschlossen, sondern Entfaltungen eines lebendig volksthümlichen Glaubens, nach welchem gleichsam in der Wetterwolke realiter, wie in einer Art Gewitterkammer, der Gott wohne. Dies ist der natürliche Hintergrund des Glaubens; wie überhaupt der vergeistigte Monotheismus nicht der Anfang, sondern erst das Resultat der hebräischen Geschichte ist, das dann im Christenthum seine welthistorische Bedeutung erhalten hat[2]).

1) Eisenmenger I. 169. II. 897.

2) Duncker, Geschichte des Alterthums. I. S. 213. Anm 1.

„Der Herr des Gewitters wohnt in der Wolke und ihm nahezutreten, vor allem ihn zu schauen, ist gefährlich, ja tödtlich“ — das sind nehmlich wieder ein paar charakteristische Urvorstellungen der prähistorischen Zeit, in denen semitischer Glaube dem indogermanischen sich anschliesst.

Wenn das letztere Moment gleichsam am rationellsten sich auf semitischem Boden im Anschluss an die sog. Stiftshütte ausgebildet hat, so klingt es auch auf dem Gebiet z. B. des Griechenthums noch nach in der heiligen Scheu, die sich an das sogen. Adyton oder Abaton knüpfte, in der die Gottheit throne, wie auch bei Homer weiter der allgemeine Glaube hervortritt, (χαλεπόν) bös sei es, die Götter sichtbarlich zu schauen.

Doch verfolgen wir erst etwas im Einzelnen die erwähnten Anschauungen des in der Wolke verborgenen Gottes. Wie der Gewittergott der Finnen Ukko, — denn auch diese berühren sich in vielen Uranschauungen mit den Indogermanen, — „der in der Hitzwolke“ wohnende, der indische Feuergott Agni, „der in der Höhle (der Wolke) seiende, dahineingesetzte oder verborgene“ heisst, bei Nonnus der in der Wolke weilende ἐνδόμυχος φλόξ des Blitzes zu einem ἐνδόμυχος Ζεύς in Parallele tritt, Homer, wie Vergil den Zeus, bezw. Jupiter in der Mitte der dunklen Regennacht weilen und von dort Blitz und Donner, gleichsam aus seiner Gewitterkammer, — ich erinnere an das geheime Gemach für den Wetterstrahl, zu dem nur noch Athene den Schlüssel hatte, — schleudern lässt, so offenbart sich Jehova nicht bloss auf dem Sinai im Gewitter, sondern überall brechen den obigen Scenerieen analoge Bilder hervor, welche einen entsprechenden allgemeinen Volksglauben bekunden.

Wie schon beim Auszug aus Aegypten, als noch nicht von der sogen. Stiftshütte die Rede ist, Jehova in einer Wolken- und Feuersäule dem Volke vorangeht, es schützend und ihm den rechten Weg weisend, so wird er immer in unmittelbarer Anschauung inmitten der Gewitterwolke weilend, ja geradezu wohnend gedacht. So heisst es Psalm 50, 3: Unser Gott kommt und nicht schweiget er: Feuer frisst vor ihm her und rings um ihn stürmet es sehr (de W. — „und um ihn her“ ein grosses Wetter. L.), gerade wie es vom Jupiter bei Vergil Georg. I. 328 ff. heisst:

Ipse pater media nimborum in nocte corusca
Fulmina molitur dextra.

Entsprechend ist die Schilderung Psalm 97, 2: „Gewölk und Wolkennacht ist um ihn her. — Feuer geht vor ihm her und verzehret ringsum seine Feinde.“ — Charakteristisch wird besonders Psalm 18, 9 und 12. „Es stieg Rauch aus seiner Nase, und Feuer frass aus seinem Munde, Kohlen brannten aus ihm. — Und er fuhr auf dem Cherub und flog und schwebt auf des Windes Fittichen. Er machte Dunkel zu seiner Hülle, rings um sich her zu seinem Zelte („Hütte“ Hitzig). Regen-

nacht, (Wassersammlung in der entsprechenden Stelle. 2. Sam. 22, 12) dichtes Gewölk. Aus dem Glanze vor ihm her fuhren seine Wolken, Hagel und Feuerkohlen. Und es donnerte Jehova im Himmel, und der Höchste gab seine Stimme von sich, Hagel und Feuerkohlen. Er schoss seine Pfeile und zerstreute sie und der Blitze viel und verwirrte sie" (de W.). Luther lässt die „Regennacht" („die Wassersammlung") aus dem Spiel, übersetzt aber sonst für uns anschaulicher. „Sein Gezelt um ihn her war finster und schwarze dicke Wolken, darinnen er verborgen war." Die Regen- und Wassermassen sind aber doch bezeichnend für das mythische Bild, welches die himmlischen Wasser als Realität zunächst auffasste und sie in übernatürlicher, zauberhafter Weise ebenso verwendet glaubte, wie die dunklen Wolkenmassen. Kehrt doch Aehnliches auch in den Mythologieen der Indogermanen wieder, dass z. B. wie Jupiter media in nimborum nocte, so auch Agni in den himmlischen Wassern weilt, Hephästos in denselben sogar zeitweise seine Schmiede hat[1]). Heisst es doch Psalm 104, 2 f. auch: „Er (Jehova) spannt den Himmel wie ein Gezelt, er bälket („täfelt" Eisenmenger) mit Wasser sein Obergemach, d. h. „mit dem Wasser über der Veste", wie 1. Mos. 1, 7 gesagt wird[2]).

Das sind alles volksthümlich primitive Anschauungen, welche den oben geschilderten von den himmlischen Vorrathshäusern des Regens, Schnees und Hagels, sowie von der geheimen Gewitterkammer homogen sind und sich gegenseitig tragen, während, je geistiger Jehova gefasst ward, derartiges zurücktritt und der Himmel von einem allgemeinen, dem entsprechenden Standpunkt aus nur als seine Wohnstätte, sein Palast oder sein Tempel dort oben gefasst wird, wie es z. B. Psalm 11, 4 heisst: „Jehova ist in seinem heiligen Palast, Jehova, des Thron im Himmel, seine Augen schauen, seine Wimpern erforschen die Menschenkinder". Eigenthümlich verbindet sich dem Tempel die alte Naturanschauung Jehovas, wenn es Offenb. Joh. 11, 19 heisst: „Und es ward geöffnet der Tempel

1) Ueber die Gewitterschmiede siehe Poet. Naturan. II. 182. Wenn ich daselbst als eine politische Parallele die Verse Blombergs angeführt habe:

„Mir träumt in einer schwülen Mitternacht,
Längst pocht es dumpf in ihrer Donnerschmiede",

so kann ich jetzt noch eine volksthümlich mythische Anschauung hinzufügen, wenn es in den estnischen Sagen bei Janssen II. S. 196 heisst:

„Sie, die kleinen Unterird'schen,
Donners verborgene Schmiede,
Schafften Nachts an ihrem Werke,
Abends an der schweren Arbeit,
Tags, da pflegten sie zu feiern."

Es sind die am Himmel heraufgekommenen Sternenzwerge, die in den Wolken ihre Nebelkappen sich angeblich überziehen und dann im Gewitter schmieden.

2) Analog ist der babylonisch-assyrische „Wächter der Wasser." Riehm, Handwörterbuch des bibl. Alterthums, unter „Hölle" S. 629.

Gottes im Himmel und die Lade des Bundes des Herrn ward gesehen in seinem Tempel. Und es geschahen Blitze und Donnerschläge und Erdbeben und grosser Hagel."

An die Offenbarung auf dem Sinai aber schliesst sich nun die Errichtung der sogenannten Stiftshütte nach dem himmlischen Vorbilde, welches Moses geschaut (2. 18, 40), in der Jehova inmitten seines Volkes wohnen sollte. Man hat wohl mit Recht in der von Mose angeblich gebotenen speciellen Ausführung derselben einen anachronistischen Zug in Bezug auf das von David errichtete Zelt gefunden, welches die Bundeslade mit den Gesetzestafeln in sich barg. Doch berührt dies unsere Untersuchung nicht, denn jedenfalls wird verschiedentlich z. B. 2. Moses 33 ff. ein Zelt erwähnt, in dem Moses mit Jehova verkehren sollte, und das desshalb das „Zelt der Zusammenkunft", nehmlich der Zusammenkunft Gottes mit Moses, bezw. seinem Volke, heisst, an das sich Gottes Erscheinen in der verschiedensten Weise knüpft, wie es dann dem späteren Allerheiligsten verblieb, nur eben sich mehr an die Bundeslade und den sogen. Gnadenstuhl schloss.

Der natürliche Hintergrund, den ich oben gezeichnet, bricht aber auch hier überall hindurch. „Wenn Moses zu dem Zelte kam", heisst es 2. Moses 33, 9 ff., so stieg die Wolkensäule hernieder und stand in der Thür des Zeltes und redete mit Mose. Und alles Volk sah die Wolkensäule stehen in der Thür des Zeltes, und alles Volk stand auf und es beugte sich ein jeglicher in der Thür seines Zeltes. Und Jehova redete mit Mose, Angesicht zu Angesicht, sowie ein Mann redet mit seinem Freunde, und er kehrte dann zum Lager zurück."

Geht dieser Zug der Anwesenheit Jehovas im Allerheiligsten durch das ganze Alte Testament, so fand er einen besonderen Ausdruck noch in den Cherubsbildern, dem Hauptschmuck sowohl der Bundeslade, wie überhaupt dann des salomonischen Tempels. Ich habe schon im „Ursprung der Mythologie" ihre Beziehung zum Gewitter dargelegt, sei es, dass, wie in der Schöpfungsgeschichte, der Cherub als Engel mit dem „zuckenden Blitzschwert" an der Thür des himmlischen Paradieses steht oder die Cherubim in geflügelten, halb thierartigen, an die Gewitterscheinungen sich anschliessenden Gestalten, als Wächter um den Thron Jehovas oder als Träger des in des Sturmes Brausen in seiner Herrlichkeit erscheinenden Gottes gelten, wie die Vision Hesekiels ihr Auftreten dann auch unter Feuer, Blitz und Donnern ausführt[1]). Wie ich damals mich in Betreff des Cherubs an der Paradiesesthür auf zum Theil ähnliche Anschauung Gerlach's beziehen konnte, so kommt auch Riehm jetzt in seinem Handwörterbuch des biblischen Altertbums zu analogen Resultaten in Hinsicht auf den Ursprung der ganzen Vorstellung, wenn er sie gleich anders dann

1) Ursp. der Myth. 280ff.

ausführt. Er sagt nehmlich zu Anfang seiner Darstellung: „dabei scheinen die Cherube, obschon als lebendige Wesen gedacht, von Hause aus in näherer Beziehung zu stehen zu dem, die Majestät des Herrn offenbarenden Gewitter," ebenso, wie er auch später, als er von des Hesekiel Vision redet, binzufügt: „Endlich sei auch noch darauf hingewiesen, dass auch in jener Cherubsvision noch die ursprüngliche Beziehung der Cherube zum Wetter, in welchem der Herr in der Natur erscheint, sich geltend macht." Riehm fasst eben nur Alles gleichsam als Accidentien der Erscheinung Jehovas u. A. im Gewitter, während es volkstbümliche Grundanschauungen sind, welche die Cherubim in einer immer gehobeneren Vorstellung zu Trägern des dort oben wohnenden und sich sichtbarlich im Wetter offenbarenden Gotteswesens machte.

Eine Bestätigung der behaupteten Entwicklungsphase bekundet sich auch darin, dass die Vorstellung von dem jüngsten Gericht, welches Jehova hält, und vor Allem der Hölle bei den Israeliten, wie bei den indogermanischen Völkern, wie ich schon oben angedeutet habe, aus denselben Natur- und Anschauungskreisen sich entwickelt hat, indem man die feurigen Gewitter-Erscheinungen, z. B. das Peitschen mit dem Blitz, als hervortretende Momente einer Art himmlischer Folterkammer fasste. Man hat das bisher verkannt, weil man von der Hölle, als einer Unterwelt, ausging. Diese letztere Vorstellung und die Uebertragung der betreffenden himmlischen Scenerie auf dieselbe entstand aber erst, wenn man und wo man die Todten in der Erde barg und diese so als der künftige Aufenthaltsort derselben erschien. Alle die Bilder aber, mit denen das Todtenreich ausgestattet wird, sind nicht freie Schöpfungen der Phantasie, sondern weisen in ihrem typischen Charakter und übereinstimmenden Grundzügen auf die Gewitterscenerie, als eine grimme Gerichtsstätte des Zorns, der Peinigung und der Qualen hin, die in der Welt der Schatten, der Gewitternacht, sich dort oben entfalte. Wenn es Jer. 30, 23 heisst: „Siehe, es wird ein Wetter des Herrn mit Grimm kommen, ein Ungewitter wird sich zusammenziehen und den Gottlosen auf den Kopf fallen," so ist das nicht ein vereinzeltes Bild, sondern mit Recht bemerkt Gerlach dazu: „Das Gewitter ist der Naturtypus des Gerichts. Der Herr erscheint im Gewitter als Richter, der die Unreinen verzehrt u. s. w." Finsterniss, Wasser und Feuer, deutlich noch an das himmlische Terrain erinnernd, spielen desshalb immer an jenem (himmlischen) Strafort die Hauptrolle und werden in der verschiedensten Weise verwandt erachtet, um die Stätte zu einer Stätte des Grausens für die Bösen zu machen. Zu den dunklen Gefilden des Hades mit dem Heulstrom Kokytos und dem Gluthbach Pyriphlegethon stimmt es so, wenn in der Bibel bei der Hölle von der äussersten Finsterniss die Rede ist, wo Heulen und Zähneklappern sein wird, in welche die Gottlosen werden verstossen werden, von dem ewigen Feuer oder dem Backofen, in den sie

geworfen und dergleichen mehr[1]). Erinnert dies schon an die Gewitterkammer, welche so als feurige Folterkammer gefasst wird, so bestätigt der Talmud auch noch unsere Ansicht, dass die Hölle ursprünglich am Himmel sichtbar zu werden schien, wenn er auch noch die anderen, uns bekannten himmlischen Kammern in die Scenerie hineinzieht. Nach ihm ist u. A. die Hölle halb Feuer, halb Hagel, und seind viel Feuer-Flüsse darinnen, heisst es. „Ein Feuerstrom kommt unter dem Thron Jehovas hervor und ziehet brennende Kohlen mit sich und wird auf die Häupter der Gottlosen in der Hölle geworfen. Es sind aber auch dort noch andere Flüsse des tödtlichen Giftes, und wenn ein Mensch dieselben anrühret, „so zerberstet er, und die zerstörenden Engel schlagen ihn und richten ihn alle Augenblicke,' und zwar ein halb Jahr in dem Feuer und ein halb Jahr in dem Hagel und in dem Schnee; die Kälte aber ist ihm beschwerlicher als das Feuer." Der Engel aber, der einen Jeden mit einer feurigen Peitsche schlägt, heisst Kuschiel. „Und die Stimmen der Gottlosen schreien und sprechen Weh! Weh! und ist Niemand, der sich ihrer erbarme."

Der Talmud hat auch noch geradezu die Vorstellung von einer oberen Hölle, wie die von einem oberen Paradiese, gegenüber einer entsprechenden unteren Stätte bewahrt, und das Gefühl, dass von jener die Scenerieen, wie ich oben behauptet, auf diese übertragen worden, bricht noch bei ihm hindurch, wenn er u. A. sagt: „Das Feuer der Hölle kommt von dem Feuer der oberen Hölle in die untere Hölle[2]).

Daran knüpfen sich noch andere Züge, die von dem gezeichneten Hintergrund leicht verständlich werden. Nicht bloss die Vorstellung, dass Hölle und Paradies an einander grenzen, bei Griechen, wie bei den Israeliten, war dem Himmel entlehnt, sondern bei beiden Völkern knüpfte sich auch an die verschlossenen Himmelskammern die Vorstellung eines Gefängnisses, in dem u. A. der Gewittergott selbst von den allmächtigen Sturmesmächten oder vice versa diese von jenem zu Zeiten in Banden geschlagen zu werden schienen. Geht auf das erstere das mythische Bild, wenn Ares von den Sturmesriesen, den Aloaden, in einem ehernen Gefängniss einmal in Banden geschlagen zu sein galt, so ist das Umgekehrte der Fall, wenn Jehova nach Petrus und Judas die gefallenen Engel „mit Ketten der Finsterniss", wie Zeus die Titanen „in der Hölle gebunden" zum Gericht bewahren sollte. Wie bei dem geheimen Gemach, in das ohne des Besitzers Willen Niemand herein und hinaus konnte, die Pforten, bezw. der Schlüssel derselben und der Ort, wo er aufbewahrt wird,

1) Es ist nur eine Variante für den himmlischen Backofen, wenn nach dem Talmud künftig keine Hölle mehr sein wird, sondern die Sonne in ihrer Gluth die Gottlosen verbrennen sollte, denn an Sonnengluth und rauchähnlichen Wolken hatte sich eben jene erstere Vorstellung entwickelt. Ueber das Letztere 2. Moses 19, 18.

2) Eisenmenger II. 327. 365.



eine Hauptrolle spielt, so kehrt auch Aehnliches bei der Hölle wieder, und Johannes ist nur consequent, wenn er Christus, als dem wieder lebendig Machenden, die Schlüssel des Todes und der Hölle in die Hand legt.

Dass aber auch dieses Moment ursprünglich in den gezeichneten Naturkreis hineingehört und nur eine andere Version des Schlüssels zur Gewitterkammer war, dürften auch hier analoge prähistorische Anschauungen bei den Griechen bestätigen. Wie sie uns mit dem Umstand, dass Athene allein wisse, wo Zeus die Schlüssel zum Wetterstrahl verberge, die Bedeutung der alttestamentarischen geheimen Gewitterkammer erst voll erschlossen haben, so haben sie uns auch einen hierherschlagenden Zug höchst bedeutsamer Art erhalten.

Wenn bei den Griechen Hades oder der Zeus **καταχθόνιος**, d. h. der am Horizont heraufziehende und desshalb aus den Tiefen aufsteigende Gewittergott, ebenso wie Jehova, als der Todtenrichter erscheint und als Pförtner der Hölle zu einem **κληδοῦχος** wird, so tritt ihm in dieser Hinsicht neben Minos und Rhadamanthys als Substitut beim Gericht vor allem Aiakos zur Seite, den die Sage höchst charakteristisch vor allen als **δίκαιος** bezeichnet, in dem also die Vorstellung des „gerechten Himmelsrichters" noch besonders zum Ausdruck kommt. Nun kehrt bei ihm ein ähnlicher Zug, wie bei der Athene und dem Zeus, wieder, er soll (nach Apollodor) die Schlüssel des Hades bewachen. Das sind nicht bloss homogene Bilder, sondern mit ihnen rücken sich auch „Gewitterkammer" und „Hölle" und die „geheimen Schlüssel" zu beiden, wenn der Himmel sich im Blitz öffnete und sie sehen liess, bei den erwähnten Völkern im Ursprung näher.

Was aber in der griechischen Tradition uns nur noch als ein versprengter Ueberrest einer altmythischen Vorstellung entgegentritt, hat in der jüdisch-christlichen Auffassung nicht bloss eine tiefere symbolische Deutung in solchen Stellen erfahren, wie die aus der Offenbarung Johannis citirte, sondern das sogenannte Schlüsselamt, die Kraft zu lösen und zu binden, hat sich an diesem Bilde entwickelt. Wie dem römischen Heidenthum Himmel, Meer, Wolken und Erde, kurz die ganze Welt unter des Janus Hand beschlossen galt[1]), so knüpfte sich nach den bekannten Worten Christi zu Petrus das entsprechende römisch-katholische Dogma an die neuen Pontifices Roms, die als Nachfolger Petri galten. Das christliche Volk griff zum Theil freilich bei dem Himmelspförtner Petrus wieder auf den natürlichen Ursprung zurück, indem es ihn zu einer Art Wetterherrn machte, der die Schätze des Himmels auf- oder verschliesst. Denn wenn die Kinder am Rhein z. B. singen: Peter, schliess die Thür zu — Wirf den Schlüssel über den Rhein — Morgen soll gut Wetter sein[2]), so

1) Vergil, Fasten I. 117 f

Quidquid ubique vides, coelum, mare, nubila, terras;
Omnia sunt nostra clausa patentque manu.

2) Mannhardt, Germ. Mythen 390.

wird Petrus aufgefordert (wie Jehova), den Regen zu verschliessen, dass gutes Wetter bleibe, und damit dies sicher geschehe, den Schlüssel weit weg zu werfen, denn „der Rhein“ als solcher ist nur des Reimes halber in die Strophe gekommen.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu den zuerst entwickelten Vorstellungskreisen zurück, die wir in ihren homogenen Anfängen bei den Semiten, wie bei den Indogermanen verfolgt haben, so sind noch ein paar dabei hervortretende bedeutsame Momente hervorzuheben. Wie die Gewitterwolke als eine geheime Kammer erschien, in der das Wetter beschlossen, so knüpft sich auch bei den Gefahren, die Blitz und Donner bringen, an dieselbe und das in ihr weilende himmlische Wesen der Begriff des Unnahbaren. Wie „Gottes Antlitz zu schauen“ nach dem Alten Testament todtbringend war, durfte auch kein Ungeweihter sein Haus, dessen irdisches Substitut die Stiftshütte war, betreten; seine heilige Lade zu berühren, brachte Tod. Am grossartigsten entwickelt sich dieser Charakter in der Scenerie auf dem Sinai, wo Jehova zu Moses sagt (2. 33, 20): „Mein Angesicht kannst Du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich siehet,“ wie auch Manoah zu seinem Weibe sagt (Richter 13, 22): „Wir müssen des Todes sterben, dass wir Gott gesehen haben“, und auch Usia todt niederstürzt, als er die Lade des Herrn berührt. Nur der geweihte Priester durfte einmal im Jahr beim grossen Sühnopfer das Allerheiligste betreten, musste aber da noch mit Räuchern dasselbe erfüllen, um nicht Gott leibhaftig zu schauen, wie es 3. Mos. 16, 13 heisst: „Und er thue das Rauchwerk auf das Feuer vor Jehova, dass die Wolke des Rauchwerks den Deckel auf dem Gesetz bedecke, dass er nicht sterbe.“ Dem entsprechend verhüllt auch Moses sein Antlitz, denn er fürchtet sich, Jehova anzuschauen, als derselbe sich ihm 2. Mos. 3, 6 als den Gott seiner Väter zu erkennen giebt.

Dem ersteren, dass Niemand die Gottheit schauen dürfe, entspricht nun genau die griechische Vorstellung, wie sie uns bei Homer Il. XX 131 entgegentritt, wo es heisst, „gefährlich ist es, die Götter sichtbarlich zu schauen.“ Demgemäss macht auch Anchises, als ihm Aphrodite leibhaftig nach dem homer. Hymnos erscheint, es wie Moses, indem er nicht bloss erschreckt die Augen wegwendet, sondern auch sein Antlitz verhüllt. Und wenn er trotzdem die Besorgniss äussert, wegen des Verkehrs mit der Göttin untüchtig zu werden, so lässt die Sage, was dort vermieden schien, auch wirklich nachträglich geschehen, indem er von des Zeus Blitz „gelähmt“ sein sollte, was dann in besonderer Weise damit motivirt wird, dass er von dem Verkehr mit der Göttin geplaudert habe.

Unter dem oben entwickelten Reflex erhält ebenso nun auch das sogenannte Adyton, ein geheimes Zimmer in griechischen wie römischen Tempeln, seine besondere Bedeutung und tritt als eine Art Prototyp zu dem Allerheiligsten in analoge Beziehung zu ihm. Hat es sich besonders

bei mantischen und mysteriösen Gottesdiensten erhalten, so tritt doch überall hervor, dass es einst weitere Kreise zog, und der Aberglaube, dass, wer dagegen gefrevelt und es betreten, das Gesicht oder das Leben verloren habe, gemahnt noch insbesondere an angeblich entsprechende Wirkungen wie beim Allerheiligsten.

Auch das Adyton war nehmlich ursprünglich die eigentliche Wohnung des Gottes und desshalb nur den Priestern zugänglich. Charakteristisch tritt es besonders in dieser Hinsicht bei uralten arcadischen Culten hervor, wie bei dem des Poseidon zu Mantinea und des lykäischen Zeus. So traf den Aepytos angeblich das Schicksal, als er den Tempel des Poseidon zu Mantinea zu betreten wagte, — von dem Pausanias berichtet, wie auch noch zu seiner Zeit Niemand ihn betreten durfte, — dass er des Gesichtes beraubt wurde und bald nach diesem Unglück starb. In Betreff des Heiligthums des Zeus Lykaios lasse ich Preller reden. Er sagt: „Zeus thronte auf dem Gipfel des Berges, den man Olympos oder den heiligen Gipfel nannte und wo der geweihte Bezirk das *Ἄδυτον* (Abaton) bei Lebensstrafe von Niemandem betreten werden durfte. Innerhalb desselben, glaubte man, werfe kein Gegenstand einen Schatten“ u. s. w.

Wie im Alten Testament die Stiftshütte als die irdische Wohnung Jehovas endlich in die himmlische oft übergeht, so dass man nicht weiss, welche eigentlich gemeint sei, so wird nicht bloss bei Homer (Il. 5, 445) von einem „grossen“ Adyton des Apollo geredet, in das der verwundete Aeneas zur Heilung entrückt ist, sondern in naiver Ausmalung der Scenerie. als wäre es im Götterpalast im Himmel, ist neben der Schwester Artemis auch die Mutter Leto noch da, um den kranken Helden zu pflegen. Ueberall treten so analoge Ankläge hervor.

Auch eine geheime Lade tritt bei den Griechen auf, in der ein Götterbild oder irgend ein Palladium bewahrt wird[1]). Charakteristisch ist besonders die Ciste, welche in dem Athene-Mythos eine Rolle spielt und das Erechtheus-Kind, sowie die geheimnissvolle Schlange der Göttin sollte enthalten haben, wo dann, als die Hüterinnen gegen das Verbot die Ciste öffnen und von Angesicht zu Angesicht das Bild schauen, Geistesstörung oder gleich der Tod sie ergreift. Sie haben — denn das ist der ursprüngliche Sinn des Bildes — in diesem Falle das angeblich im Gewitter neugeborene Lichtwesen dort oben geschaut, das, wie Asklepios vom Blitz umflossen gefunden sein sollte, so von den Ringeln der himmlischen Blitzschlange umgeben schien. Eine Lade barg in irdischer Substituirung, was, ursprünglich in den Wolken beschlossen, jedem irdischen Auge entzogen worden zu müssen schien.

1) Für eine derartige Parallele spricht sich auch Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie XX. 78 aus: „Man darf annehmen, dass die Lade Jehovas demjenigen Analoges enthielt, was die Cisten der heidnischen Götter in sich schlossen.“



Auch im Gebranch klingen die entwickelten Vorstellungen bei den Indogermanen noch gelegentlich nach. Es reiht sich z. B. denselben nur an, wenn auch die deutsche Hertha (oder, wie man nach Grimm sagt, die Nerthus) bei ihrer Feier nach Tacitus Bericht verhüllt herumgefahren ward und nachher die Sklaven, die bei der Waschung gesehen, was kein menschliches Auge, ohne zu sterben, schauen sollte, getödtet wurden.

Ueberschauen wir zum Schluss die gepflogenen Untersnchungen, so bestätigen sie den von mir schon wiederholt aufgestellten Satz, dem auch Dillmann in seiner Abhandlung: „Ueber die Herkunft der urgeschichtlichen Sagen der Hebräer“ Ausdruck giebt, wenn er, von anderen Momenten ausgehend, sagt: „Es giebt einen ganzen Kreis von mythologischen Vorstellungen uud Sageu, welcher den indogermanischen und semitischen Völkern gemeinsam ist.“ Die Frage freilich, welche Dillmann weiter daran reiht, wie diese Gemeinschaft zu erklären, ob in vorhistorischen Zeiten in gewissen Gegenden ein Austausch zwischen ihnen stattgefunden oder ob auch eine gemeinsame Urheimath beider anzunehmen ist, bedarf noch verschiodenor Untersuchungon, bei denen es, insofern sie auf das mythologische Gebiet eiuschlagen, vor allem darauf ankommen wird, die religiösen Vorstellungen der dabei zur Sprache kommenden anderen Völker — in erster Linie natürlich die der anderen semitischen Stämme, — nach Möglichkeit gleichfalls unter dem Reflex des volksthümlichen, „an die Natur“ sich anschliessenden Hintergrundes und nicht, wie es bisher meist geschehen, nach den entwickelten, mehr historischen Zeiten zu prüfen. Immerhin dürften die innerhalb der von mir gezeichneten Kreise gewonnenen Resultate in ihrem volksthümlichen Charakter neue Perspectiven nach den verschiedensten Seiten eröffnen, und weiter denselben nachzugehen Veraulassung geben.

Dies gilt nicht bloss von den urzeitlichen Verhältnissen, sondern auch von der mehr historischen Entwickelung des Volksglaubens, wie er im Alten und Neuen Testament in gewissen Vorstellungen sich bekundet, die man nur verstehen kann, indem man auf die daneben gehenden volksthümlichen Traditionen zurückgreift, an welchen sich die Ideen einer entwickelteren Zeit gleichsam emporrankten. Je weiter zurück, desto mehr prävalirt der Mythos; je mehr die goistige Entwickeluug vorschreitot, desto mehr wird er bloss gleichsam zum Rahmen, zum Contour, und die Idee entfaltet immer freier ihren Siegeslauf.

Treten uns doch schon im Alten Testameut, trotzdem ein rother Faden sich durch das Ganze zieht, die verschiedensten Zeiten und Anschauungssohiohten entgegen.

Wenn die Erzählungen von Simson gleichsam als ein Torso und eine Reminiscenz der ältesten Urzeit in der historischeu Gewandung eines für sein Volk kämpfenden Gotteshelden dem Heldenbuch der Israeliten eingereiht dastehen, während sie, wie schon oben angedeutet, in ihren wunderbaren Hauptbildern an Mythen von Kämpfen und vom Untergang eines sogenannten Sonnenhelden in den Wettern dort oben am Himmel in einer zwar primitiv-wilden, aber doch grossartigen Conception erinnern, so treten uns in den ältesten Büchern des Alten Testaments in Betreff der Auffassung der mit dem Gewitter stehend verbundenen Erscheinungen von „Feuer" und „Regen" andere Auffassungen gleichsam in einzelnen mythischen Genrebildern typisch entgegen. Das himmlische Feuer, wie der Regenquell, werden, wie oben erwähnt, durch den Schlag eines Zauberstabes, nehmlich der Blitzruthe, geweckt, — eine uralte, weit verbreitete heidnische Vorstellung, die dann in vielen Mythen irdisch localisirt erscheint. Wie der Engel des Herrn vor Gideon Feuer mit dem Stecken aus dem Felsen schlägt, so lässt Moses mit seinem Zauberstabe aus dem Felsen eine Quelle hervorsprudeln, das irdische Correlat des Regenquells, wie auch der Fels, der Berg ursprünglich auf den Wolkenberg ging.

Derartige Vorstellungen verschwinden aber mit den Büchern Moses und dem der Richter immer mehr, und es treten fortan an ihre Stelle mehr andere Bilder, wie wir gesehen haben, von den himmlischen Kammern der Winde, des Wetters u. dergl., während dann im Anschluss an die Offenbarungen Jehovas auf dem Horeb, als er den neuen Bund mit dem Volke Israel schliesst, in der aus Finsterniss und Wolkenwassern gewölbten Hütte oder Zelt er selbst fortan in majestätischer Conception aller daran sich reihenden Erscheinungen erscheint, fressendes Feuer ihm voraus, von Stürmen, Blitz und Donner umrauscht.

Hiermit tritt in die Naturanschauungen der Monotheismus mit aller Entschiedenheit, je länger, je mehr ein, wenngleich noch oft genug alte Bilder anklingen. Aber es war nicht bloss wie bei den heidnischen Völkern nur ein Gott, der sich in seinen Werken dort oben offenbarte, sondern speciell ihr, des Volkes Israel Gott, in dessen Mitte er auch, wenngleich unsichtbar, in der Stiftshütte fortan wohnte, der, wie er den Vätern einst in schwerer Noth geholfen, so auch ihnen helfen werde, wenn sie auf seinen Wegen wandelten, der aber in seinem Zorn sich rüste, um über die sündige Menschheit Gericht zu halten.

Das Bewusstsein einer solchen persönlichen Lebensgemeinschaft, welche der Ausgangs- und Mittelpunkt der Religion des Volkes Israel dann wurde, wie es sich in der Geschichte desselben immer mehr ausbaute und, wenn es zu erlöschen drohte, durch die Propheten immer wieder erneut und lebendig gemacht wurde, hat auch im Volksglauben noch eine besonders charakteristische Anlehnung an die Natur gefunden, auf die ich noch hinweisen will. Der unsichtbare Herr dort oben,

der unnahbare, dessen Antlitz zu schauen Gefahr bringt, so dass der Mensch sein Gesicht vor ihm verhüllt, er redet „im Donner" vernehmlich zu seinem Volke und thut in ihm seinen Willen kund.

Auch sonst erscheint bei den Heiden der Donner als die Stimme des Himmels; bei dem Volke Israel begründet sich aber darauf — und das zieht sich auch durch ihre ganze Geschichte, — der Glaube geradezu an eine Art von gegenseitiger Verständigung dabei zwischen Jehova und seinem Volke, „ein Glaube, der an nervös erregten Zuständen, wie sie den Menschen bei furchtbarem Gewitter und namentlich Donnerschlägen, in denen Himmel und Erde unterzugehen scheinen, oft noch ergreifen, in einer gewissen Ekstase eine Nahrung fand[1]). Tritt doch eine ähnliche auch bei anderen Völkern unter dem Reflex der sie sonst beherrschenden religiösen Vorstellungen in den verschiedensten Arten hervor, z. B. in den kleinasiatischen Religionen unter Anschluss an allerhand eigenthümliche Gewittermythen vom entmannten Atys in den wildesten Riten, die in der Raserei bis zur Selbstverstümmelung gingen[2])

So knüpfen sich auch im Alten Testament alle Visionen und Ekstasen der Propheten bis zu dem sogenannten „Zungenreden" im Neuen Testament an Gewittererscheinungen, in denen der Geist Gottes

1) Unter den verschiedensten Formen wiederholt sich gleichsam immer wieder die Scene 2. Moses 19, 16ff. „Und es geschah am dritten Tage — da geschah Donner und Blitz, und eine schwere Wolke auf dem Berge, und der Posaunenschall sehr stark und es zitterte das ganze Volk. — Und der Posaunenschall war fort und fort sehr stark. Mose redete und Gott antwortete ihm im Donner."

2) Prähist. Studien 281. 343. Von der gewaltigen Erregung, welche noch heutzutage mitten im grössten modernen Culturleben oft Menschen bei besonders starkem Gewitter ergreift, zumal wenn sie nicht unter Dach und Fach sind, habe ich mir ein Beispiel aus dem Jahre 1884 notirt. Da hiess es in einem Bericht (Nordd. Zeitung Nr. 331): „Das Gewitter am Mittwoch Abend hat kaum seines Gleichen in den Berliner Annalen. Eine volle Stunde vor Ausbruch desselben war der westliche und südwestliche Himmel in ein zuckendes, wogendes Flammenmeer getaucht, aus dem die seltsamen Conturen der Gewitterwolken sich gespenstisch abhoben. Endlich gegen halb zehn Uhr wurde es ernst. Greller und intensiver zuckten die Blitze, die Strassen und Plätze mit fahlem Licht förmlich überfluthend, heftige Windstösse ballten die von drei oder vier Punkten sich nähernden Gewitter zusammen und der erst dumpf grollende Donner erhob seine Alles übertönende Stimme immer lauter und wuchtiger. Aengstlich suchten Mensch und Thier die Heimstätten und Zufluchtsorte. Und nun öffnete der Himmel seine Schleusen und wolkenbruchartige Regengüsse entluden sich über die Stadt, während die Blitze zu einer aufflammenden Lohe sich vereinigten und die Donnerschläge in wildem Durcheinander und ununterbrochenem Getöse die Gebäude in ihren Grundfesten erbeben machten. — — Draussen im Ausstellungspark bekam eine auf der grossen Veranda am See sitzende Dame in Folge der entsetzlichen Wetterschläge nervöse Anfälle und begann laut zu weinen und zu schreien. — — Noch viel schlimmer gestaltete sich der Verlauf des Unwetters für die vielen Hunderte, welche mit den Eisenbahnzügen unterwegs waren. — In den Localzügen von hier nach Potsdam herrschte eine vollständige Panik. Selbst beherzte Männer konnten sich in dem jeden irdischen Lärm übertönenden Aufruhr der Elemente des Grauens nicht erwehren, und die Frauen und Kinder heulten und schluchzten vor unerträglicher Angst. Mehrere Ohnmachtsanfälle waren zu verzeichnen u. s. w."

die Gläubigen zu erfassen schien, so dass ihr ganzes Wesen davon ergriffen, sich mit aller Kraft von einer, durch den Glauben befruchteten Phantasie den geweckten religiösen Empfindungen hingab[1]).

Ich habe dies zum Schluss angedeutet, um damit auch noch darauf hinzuweisen, wie nicht bloss bei den Semiten sich Fäden finden, die sie mit dem indogermanischen Glaubensgebiet verbinden, sondern andere wieder nach andern Seiten sich knüpfen, die dann weiter durch verschiedene Mittelglieder zu analogen Prototypen bei den „primitivsten" Völkern zurückführen, ähnlich wie ich es vom Dämonen- und Gespensterglauben der Indogermanen nachgewiesen habe[2]). Denn die erwähnte Raserei der Gallen, welche sich an dem wilden Schlag des Tympanon, auch einer Nachahmung des Donners, entwickelt, findet weiter dann noch eine rohere Analogie in der Ekstase, die den Schamanen beim Tönen seiner Zaubertrommel ergreift und ihn angeblich mit den Geistern in Rapport bringt.

Wenn die Weltgeschichte eine Geschichte der Sonderung der Menschen in ihrer „historischen" Entwickelung ist, so scheint die vergleichende Mythologie, fast mehr noch als die Sprache, in aufsteigender Linie auf eine Zeit zurückzuführen, wo eine gewisse Gemeinsamkeit embryonischer Urvorstellungen religiöser Art herrschte, aus denen dann, indem sie von den verschiedenen, sich bildenden Volkstypen verschieden im Laufe der Zeiten festgehalten und vergeistigt wurden, sich die Keime und Formen eines höheren Götterglaubens in den mannichfaltigsten Gestaltungen entfalteten.

1) Vergl. die Artikel über Ekstase, Propheten und das „Zungenreden" bei Riehm.
2) „Indogerm. Volksglauben" 229 ff. u. 169 ff.

Besprechungen.

H. Nabert. Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Glogau, 1891. Carl Flemming. Fol.

Die um das Kartenwesen in Dentschland hoch verdiente Verlagshandlung hat in dem Maassstabe von 1 : 925 000 in 8 Sektionen, deren Stücke zusammengesetzt eine mächtige Anschauungskarte gewähren, die treue Arbeit eines der besten deutschen Männer, des im Jahre 1890 zu Frankfurt a. M. gestorbenen Professors Heinrich Nabert an die Oeffentlichkeit gebracht. Das Material ist zu einem Theil, nehmlich für die westlichen, südlichen und südöstlichen Grenzgebiete, von dem Verf. selbst auf zahlreichen Reisen in den Jahren 1844, 1848, 1879—87 zusammengebracht; Reiseberichte des Dr. Lotz und amtliche Quellen aus Oesterreich, Russland, Preussen, Sachsen, der Schweiz und Belgien sind hinzugezogen worden. Leider hat der Verf. die Veröffentlichung nicht mehr erlebt; die von ihm vollständig zusammengestellten Stücke sind erst nach seinem Tode an der bewährten Hand des Herrn R. Böckh an das Licht getreten. Das entscheidende Verdienst dabei gebührt dem Deutschen Schulverein, der auf seiner Hauptversammlung zu Wiesbaden 1887 den Beschluss fasste, die Veröffentlichung des wichtigen Werkes mit seinen Kräften zu fördern. In der That ist die Karte nicht nur an sich in hohem Maasse lehrreich, sondern sie ist auch sehr geeignet, zu zeigen, wie dringend nothwendig die Hülfe ist, welche dieser Verein den Deutschen in den Nachbarländern bringt. War es doch eine bewusste Aufgabe, die der Verf. sich gestellt hatte, auch die Rückgänge des Deutschthums deutlich zur Anschauung zu bringen. Namentlich für Russland wollte er zeigen, „welch grossartige Dienste unser Volk der Gesittung und Entwickelung des Welttheils geleistet hat, und welche Opfer der Menschheit gebracht worden sind und noch weiter zugemuthet werden.“ Eine parallele Darstellung der Verhältnisse in America würde eine wünschenswerthe Vervollständigung des, für unser nationales Bewusstsein recht schmerzlichen Bildes sein. Ob sich aus einer solchen Darstellung praktische Folgen ergeben werden, mag die Zukunft entscheiden, möglicherweise werden sie, wie gerade jetzt in Russland, das Gegentheil von dem ergeben, was wir zu hoffen berechtigt waren. Immerhin ist es auch für uns von grosser Bedeutung, genau zu wissen, bis wohin sich der unmittelbare Einfluss unserer Nationalität erstreckt hat; einmal wird die Anerkennung kommen, die man uns in der Gegenwart vielfach versagt. Und so möge denn die denkwürdige Karte der Theilnahme aller Deutschen auf das Wärmste empfohlen sein. Rud. Virchow.

Heinrich von Wlislocki. Aus dem inneren Leben der Zigeuner. Ethnologische Mittheilungen. Mit 28 Abbildungen. 8 vo. 220 Seiten. Berlin, 1892. Emil Felber.

Es wird wohl wenige Menschen geben, auf welche die Poesie des Zigeunerlebens nicht einen ganz besonderen Reiz auszuüben vermöchte. Ist doch auch unstreitig das Volk der Zigeuner eines der in ethnographischer Beziehung interessantesten in dem gesammten Europa; dieses Volk, das, obgleich seit langen Zeiträumen mitten unter civilisirten Völkern wohnend, es doch verstanden hat, sich trotz der christlichen Taufe und seiner christlichen Vornamen sein uraltes Heidenthum und seine uralten Sitten und Gebräuche bis in die

Neuzeit hinüber zu retten und zu erhalten. Wir sind daher wohl dem Verfasser zu Danke verpflichtet, dass er uns nun schon durch mehrere Werke mit dem Wesen der Zigeuner vertraut zu machen bestrebt war (vergl. Band 22, S. 169). Er kennt sie genau. denn er hat wiederholentlich unter ihnen gelebt, gleichsam als einer der Ihrigen, und hat sie auf ihren Wanderzügen begleitet. Er beherrscht auch ihre Sprache und ihre Dialekte vollkommen, und so vermag er aus eigener Anschauung und nach eigener Beobachtung zu sprechen. Die vorliegende Schrift des Verfassers, welche letzterer in bescheidener Weise in dem Vorworte als „Kleinigkeiten aus dem Schnappsack eines Zigeuners" bezeichnet, ist wohl geeignet, einige wichtige Ergänzungen für unsere Kenntnisse in der Völkerkunde zu liefern. Gleich das erste Capitel, das von den Krankheitsdämonen handelt, zeigt uns, dass auch die Zigeuner die Krankheiten als eine Wirkung von bestimmten bösen Geistern auffassen. Sie haben für dieselben eine ganz bestimmte, feststehende Genealogie und sie kennen auch ihre Gestalten, die dann auf gewisse Kleidungsstücke gestickt, oder auf Holztäfelchen eingebrannt, als Heilmittel an der Kranken oder als Vorbeugemittel an der Gesunden Leibe befestigt werden müssen. Da die ursprünglichen neun Krankheitsdämonen mit einander Ehen eingegangen sind, und viele Kinder gezeugt haben, welche den Eltern zwar ähnlich, aber nicht völlig gleich sind, so erklärt es sich, dass dieselbe Krankheit bei verschiedenen Menschen in verschiedener Stärke auftreten kann, je nachdem der dieselbe verursachende Dämon eine grössere oder geringere Kraft von seinen Eltern ererbt hat. Das zweite, ebenfalls mit Abbildungen versehene Capitel, das uns einige Handarbeiten der Zigeuner vorführt, liefert wiederum einen neuen Beleg dafür, dass die von uncivilisirten Völkern verwendeten Ornamente nicht der individuellen Laune des Verfertigers ihren Ursprung verdanken, sondern dass ihnen eine feststehende, ganz bestimmte symbolische Bedeutung innewohnt. Es ist das eine Thatsache, welche gewiss auch einmal für die Urgeschichte ihre Bedeutung gewinnen wird. Dem Höhencultus ist ein längerer Abschnitt gewidmet. Wir lernen darin die Kosmogenie der Zigeuner kennen und wir erfahren aus ihren vielfachen, hiermit in Verbindung stehenden Gebräuchen und strengen Vorschriften und Opferverpflichtungen, wie tief und unerschüttert die Zigeuner noch in dem Heidenthume stecken. Der in jüngster Zeit vielbesprochene Blutzauber ist bei den Zigeunern noch überraschend häufig bei allen möglichen Gelegenheiten im Gebrauche, worüber auf den Text verwiesen werden muss. Auch giebt der Verfasser hierbei eine Erklärung für den Glauben an die Zauberkraft des Blutes, wie er sie aus dem Munde einer als Zauberin berühmten siebenbürgischen Zigeunerin empfing.

Sehr lehrreich ist das Capitel über Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache, aus welchem wir ersehen, welch ein verwickeltes Zeichensystem sich bei den Zigeunern ausgebildet hat, durch die sie es ermöglichen, den ihnen nachfolgenden Stammesgenossen die ausführlichsten Berichte über ihre Absichten oder über allerlei für sie wichtige Begebenheiten zukommen zu lassen. Da diese Zeichen wenigstens bei allen osteuropäischen Zigeunerstämmen die gleichen sind, so wird man ihnen wohl ein sehr hohes Alter beimessen dürfen. Sie werden für geheiligt gehalten und selbst feindliche Stämme werden dieselben niemals zerstören. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, dass man bei entsprechender Aufmerksamkeit auch bei den Naturvölkern ähnliche Maassnahmen wird auffinden können. — Eine reichhaltige Uebersicht bietet das Capitel Thierorakel und Orakelthiere, jedoch ist dasselbe zu einer auszüglichen Besprechung nicht geeignet. Das der Wetterprophezeiung gewidmete Capitel lässt eine reiche Fülle guter Naturbeobachtungen erkennen und wird auch wohl dem Zoologen manches Interessante darbieten. Da es sich aber eben um Naturbeobachtungen handelt, so ist es wohl begreiflich, dass vieles den Zigeunern nicht allein eigenthümlich ist, sondern auch bereits von anderen Völkern gesehen und berücksichtigt wurde. — In dem von der Feuerbesprechung handelnden Abschnitte werden uns die Abbildungen einiger Feuertalismane, sowie einige Feuersegen vorgeführt und wir lernen den heiligen Georg als Schutzpatron in Feuersgefahr und die Zigeuner als von ihren Nachbarvölkern besonders hochangesehene Feuerbeschwörer kennen. Gleichsam als Anhang führt uns das letzte Capitel die wechselnden Schicksale einer einst gefeierten, endlich aber in Elend und Armuth gestorbenen Zigeuner-Schönheit vor, von deren hoher geistiger Begabung eine reiche Sammlung von ihr ver-

fasster Gedichte Zeugniss ablegt. Einige derselben hat der Verfasser gleichsam als Illustration zu der Lebensgeschichte der Dichterin in deutscher metrischer Uebersetzung und im Original-Wortlaute beigefügt. Dieselben gestatten einen ziemlich deutlichen Einblick in das Seelenleben dieses absonderlichen Weibes. Max Bartels.

Gg. Hager und J. A. Mayer. Kataloge des Bayerischen National-Museums. Vierter Band. Allgemeine kulturgeschichtliche Sammlungen. Die vorgeschichtlichen, römischen und merovingischen Alterthümer. Mit 350 Abbildungen in Photolithographie und Lichtdruck auf 27 Tafeln. 4°. 272 S. (M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung) München 1892.

Schon in dem Titel sind die drei Haupt-Abschnitte angegeben, in welche dieser neue Katalog eingetheilt ist, dem als Einleitung eine kurze Entstehungsgeschichte der betreffenden Sammlungen beigegeben wurde. Der erste Abschnitt, die vorgeschichtlichen Alterthümer behandelnd, ist in die beiden Abtheilungen Gruppenfunde und Einzelfunde geschieden. Die letzteren sind zusammengestellt als Schmuck- und Toilettengeräthe, Waffen und Werkzeuge, Verschiedenes und Thongefässe. Der Abschnitt, welcher von den römischen Alterthümern handelt, bespricht gesondert die Steindenkmäler, die Bautheile, die Särge, die Thongefässe, die Gläser und die Metallgegenstände. Bei diesen letztgenannten sowohl, als auch in dem dritten Abschnitt, die merovingischen Alterthümer, ist wiederum die Eintheilung in Gruppenfunde und Einzelfunde beibehalten worden. Es handelt sich nicht um eine einfache Anfzählung der Gegenstände, sondern es ist namentlich bei den Gruppenfunden zuvor eine kurze Beschreibung der Oertlichkeit gegeben, in welcher der Fund gemacht worden ist, nicht selten mit dem Wortlaute der ursprünglichen Originalberichte. Mit grosser Sorgfalt ist auch der Versuch angestellt worden, innerhalb desselben Gruppenfundes die Fundgegenstände nach den einzelnen Gräbern zusammenzustellen. Der genauen Beschreibung des einzelnen Stückes sind die Maasse beigefügt, sowie auch genaue Literaturangaben, wo dasselbe bereits beschrieben, beziehungsweise abgebildet worden ist. Auch findet sich bei nicht wenigen Gegenständen der Nachweis, in welchen Sammlungen man analoge Stücke zu suchen hat. Aus dem Gesagten ist es wohl ersichtlich, dass es sich um eine mit grossem Fleisse ausgeführte mühevolle Arbeit handelt, die in Verbindung mit der reichen Zahl der Abbildungen ein gutes Hülfsbuch für vergleichende Studien abzugeben geeignet ist. Die Figuren sind klar und deutlich und einige sind sogar in Farben ausgeführt. Die ganze Ausstattung, namentlich auch in Bezug auf Druck und Papier, ist eine vornehme, dementsprechend aber auch der Preis dieses Kataloges nicht gering; er beträgt 10 Mark. Max Bartels.

Duval. Histoire d'Edesse. Paris 1892.

Nach Bakrou II. (sauvé par la juive Koutbi) und Mitherrschaft des ersten Manen, — (dann Manou II. als Maha) —, besteigt der erste Abgar (der „boiteux") den Thron, und Abgar IX. „fut le premier roi chrétien", wie (in der Legende) Abgar V. (Oukhâma), von Addai geheilt, in Sendung durch St. Thomas, dessen Körper aus Indien zurückgebracht wird, 232 (suivant la „passio Themae"), 373 (bei Ephrem) oder 394 (in der Chronik). Auf Abraham (S. 104) führt der Ain-al-khalil (wie noch heute zu sehen). A. B.

Florenz. Zur japanischen Literatur der Gegenwart (Mitth. d. dtsch. G. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, 47).

Gegen das 1881/82 veröffentlichte Shintaschi-sho (Shintaischi, Gedichte im modernen Styl) ist seit 1888 wiederum eine Reaction eingetreten (besonders durch Ibebnkuro veranlasst). A. B.

Dorsey. Omaha- und Ponka-Letters. Washington, 1891. (Herausgegeben vom „Bureau of Ethnology“).

Im Anschlnss an die Veröffentlichungen in den Contributions to North-American Ethnology folgen hier die noch übrigen Briefe der Sammlung, interesting on account of their sociologic references (sowie linguistisch). A. B.

Dr. F. Jacobs en J. J. Meijer (Kontroleur). De Badoej's. s'Gravenhage, 1891. (Herausgegeben durch H. K. J. voor d. T., L., en V. v. N. J.)

Dieser vielumschriebene, aber (von kurzen Notizen abgesehen) noch unbeschriebene Volksrest (bei Untergang des Reiches Padjadjaran geflüchtet), bewahrt, in Rückerinnerung an glänzende Vergangenheit (und in Hoffnnng gleichsam auf Wiederban des zerstörten Gottesbauses), den Glauben, „dat eens de Messias in de Preanger zal verschijnen en in de Wijnkoopsbaai, die om die reden dan ook de Palaboehan ratoe (Königsbaai) heet, zal landen en wederoom een groot Soenda-rijk zal stiebten; deze Ratoe Soenda is niemand anders dan Praboe Sili Wangi, Padjadjaran's laatste voorst, die, zooals zij beweren, niet gestorven, doch als een andere Christus ten hemel is gevaren (ngahijang), om ter zijner tijd weer op aarde te verschijnen en de Soendaneezen onder ééne vaan te vereenigen“ (S. 8). Es wird hiermit ein so correct zutreffender Beitrag zur Lehre von den ethischen Elementargedanken geliefert, dass man die Hinneigung zum Buddhismus als „Gemüthskrankheit“ (S. 20) gern übersehen mag, zumal solch sanfte Namensbezeichnung für die Mehrzahl der Religionen kaum passen dürfte (nach heidnischer Auffassung wenigstens). A. B.

Aymonier. Les Tchames et leurs Religions. Paris, 1891.

Eine in der Geschichtsgeographie Indo-China's störend klaffende Lücke ausfüllend, bringt zugleich diese Monographie werthvollste Beiträge zu den Durchkreuzungen einheimischer (auf Brahmanismus und Buddhismus rückweisender) Religionsvorstellungen mit anamitisch-chinesischen (unter späterem Zutritt des Islam). Die auf Eindeichnngen, auf Ent- oder Bewässerungen bezüglichen Functionen der Ong-Banock (S. 66) tragen den pontificaliscben Charakter (unter den ethnischen Priesterklassen). Die Analogien zu den Besessenheiten (und zugehörigen Exorcisationen), im Hexenwesen (der Kamelai) etc. liegen überall auf der Hand (S. 108 n. a. O.). Zu der beim Verletzen der Erde geleisteten Entschuldigung (S. 69) dient die Fiction (wie beim Tödten des verehrten Bären unter den Ainos n. dgl. m.). Das Zweikönigthum verknüpft sich mit traditionellen Bräuchen (cf. V. d. öst. As., I., 475).

Niemand besser — oder besser: Niemand anders — als der Verfasser, der durch langen Aufenthalt eingelebt in seine Umgebung, sie mit verständigem Forscherblick durchschaut, hätte der Ethnologie solch ein willkommenes Geschenk bieten können Mögen noch manche ähnliche folgen. A. B.

Pilling. Bibliography of the Algonquin Languages. Washington, 1891.

Der fünfte Band dieser vom „Bureau of Ethnology“ herausgegebenen Publication, mit lehrreichen Informationen gefüllt, gleicht den übrigen. Unter Evans (James) findet sich (S. 186) die Erfindungsgeschichte der „Syllabic characters“ besprochen, für deren Druck eine Presse nach „Norway House“ hinausgesandt wurde (1891), und unter Mason (W.) eine Erörterung der durch dessen Uebersetzung angeregten Controverse (S. 340). Im dritten Bande (wo mit dem Irokesischen das Cherokee verbunden ist) findet sich das auf das einheimische Alphabet Bezügliche und dessen Zusammenstellung durch Seqnoyah oder Guess („his dreamy meditations on this invention“ extended from 1809—21, when he completed his works). A. B.

